



Das Projekt Nazareth in seinen Anfangszeiten, rechts Pfarrer Ihor.

Fotos: Monika Rosenbaum

Wodka, Methadon und Rosenkranz

MitMenschen in der transnationalen sozialen Arbeit

Als Beraterin-auf-Zeit (BAZ) zum Thema „HIV/AIDS in Osteuropa“ bewege ich mich seit drei Jahren in einem grenzüberschreitenden Raum, der geprägt ist von Klischees, Tabus und Bemühungen um gleichberechtigte Kooperation auf „Augenhöhe“. Entlang der Stichworte im Titel stelle ich einen Partner und einige persönliche Herausforderungen vor.

Wodka

Wer in Deutschland das Wort Wodka liest oder hört, kennt sofort das Zielgebiet, denn Wodka steht wie kaum ein anderer Begriff für Osteuropa und damit verbundene Klischees. Auch ich habe früher gern Wodka getrunken und kenne lustige Geschichten über Wodka im Ost-West-Austausch. Zugleich weiß ich heute viel über die Auswirkungen einer Trinkkultur, die Männlichkeit mit starkem (und zügigem) Alkoholgenuss verbindet und alkoholisierte sexuelle Gewalt toleriert. Ich kenne viele Projekte für Alkoholranke und Co-Abhängige oder für die Kinder suchtkranker Eltern, die von der Gesellschaft entweder im Stich gelassen oder in Heime gesteckt werden.

Nicht zuletzt sehe ich einen Zusammenhang zwischen Trinkgewohnheiten und der aktuellen Drogenepidemie in der Ukraine und in Russland: Junge Männer suchen den ihnen bekannten schnellen und starken Rausch, greifen aber nicht zum Wodka der Elterngeneration, sondern zu Drogen, oft selbst gemachten auf Schlafmohnbasis. Junge Frauen waren oft schon in der eigenen Familie mit Sucht konfrontiert, übernehmen die Gewohnheiten des oft älteren Lebenspartners oder Ehemanns und beginnen, Drogen zu konsumieren. Es entstehen schnell starke Abhängigkeiten, die Drogenneulinge können die Risiken der Drogeninjektion nicht einschätzen und infizieren sich schnell mit HIV. Von dort wird der HI-Virus übertragen an Freunde oder



Klienten, Ehrenamtliche und Mitarbeiter des Projektes Nazareth in 2009.

Partner bzw. Partnerin, nicht zuletzt auch über sexuelle Übertragung.

Der Wodka, einst sehr von mir geschätzt, steht deshalb nach meinem Verständnis auch für die HIV-Epidemie, die sich seit Mitte der 90er Jahre in der Ukraine und Russland in rasantem Tempo verbreitet.

Pfarrer Ihor Kozankevych, ein junger Priester und Caritasdirektor in der westukrainischen Kleinstadt Drohobych, hat seine Konsequenzen aus diesem Zusammenhang gezogen: Im Privatleben hat er schon vor Jahren eine kleine informelle Gruppe von Priestern gegründet, die sich dem Alkoholkonsum verweigern und so versuchen, in der Gesellschaft und in ihren Gemeinden Zeichen zu setzen. In der Arbeit verknüpft er HIV und Sucht, Prävention und Sorge um Erkrankte und ist dabei mit den Jahren zum Spezialist für Suchtfragen geworden.

Fragt man ihn nach dem Besonderen seiner Arbeit, wird er als erstes das Caritas-Zentrum Nazareth nennen. Nazareth, das ist eine therapeutische Gemeinschaft, eine Rehabilitationseinrichtung, ein lebendes Experiment – und ein Ort, der Suchtkranken einen drogenfreien Raum bietet, was schon manchen das schiere Überleben gesichert hat. Hier leben aktuell 20-25 drogen- und alkoholabhängige Männer, davon einige mit HIV-Infektion.

Rosenkranz

Das Rosenkranzgebet meiner Kindheit ist mir als Erwachsene fremd geworden und ich kam mit ihm erst in Osteuropa wieder in Berührung. Den Rosenkranz verbinde ich sowohl mit „vorkonziliaren“ Aspekten kirchlichen Lebens in Osteuropa, als auch mit einem gelebten Glauben, der von großer Spiritualität und praktischem Gottvertrauen gekennzeichnet ist. Ohne Gottvertrauen wäre es einer kleinen Gruppe Engagierter nicht gelungen, die verfallenen Ruinen eines Armeestützpunktes zum funktionierenden Zentrum Nazareth zu entwickeln und auch bei Tiefschlägen im Bau oder Rückschlägen mit Klienten nicht aufzugeben.

Pfarrer Ihor kenne ich seit 2007. Er hatte davon gehört, dass ich für

Renovabis und den Deutschen Caritasverband als Beraterin zu HIV und AIDS tätig sei, und bat mich, Nazareth zwecks Supervision zu besuchen. Ich wusste damals noch wenig zu Drogenabhängigkeit aber einiges zu Organisationsentwicklung und sagte zu. Der erste Besuch in Drohobych und Nazareth war geprägt durch lange intensive Gespräche und Diskussionen, wie ich sie bis dato in Osteuropa kaum erlebt hatte. Neue Ideen, fachliche Beratung, Austausch, aber auch persönliches Feedback – alles war für ihn von Interesse.

Priester zu sein, bedeutet in Osteuropa sehr viel. Pfarrer Ihor bietet mit seiner Bereitschaft, sich zu hinterfragen und weiter zu entwickeln, eine wichtige Grundlage für die Arbeit des Reha-Zentrums Nazareth, denn in der Arbeit mit Suchtkranken ist Reflexivität aller Beteiligten unabdingbar.

Die inhaltliche Arbeit entwickelte sich seit 2002 im laufenden Betrieb – und teils per Versuch und Irrtum. Es gab Trauriges, Tragisches und Hoffnungsvolles, aber stets hat das Team von Nazareth versucht, aus den Erfahrungen zu lernen und weiter zu kommen. Heute, nach dem Aufbau einer Infrastruktur, liegt das nächste Ziel in der nachhaltigen Professionalisierung der eigentlichen Arbeit mit den Klienten.

Methadon

Nazareth ist aktuell das einzige Zentrum für Suchtkranke innerhalb der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche und ich lade Nazareth-Mitarbeiter oft zu Seminaren etc. ein, wo sie neue Ansätze und Ideen kennen lernen und ihre direkten Erfahrungen, teils in besonders nachdrücklicher Weise einbringen. So sagte im Frühling ein Mitarbeiter, selbst seit zwei Jahren trocken, bei einem katholischen Arbeitstreffen zu HIV- und Drogenpastoral während einer Diskussion über die zehn Gebote sinngemäß Folgendes: „Wer einmal suchtkrank ist, für den gilt vor allem das fünfte Gebot ‚Du sollst nicht töten‘ – weder dich selbst durch den Rückfall in die Sucht, noch die, die dir

nahe stehen, durch die Folgen der Sucht. Für mich ist das mein täglicher Kampf.“

Im Mai 2009 leitete ich eine Studienreise für ukrainische Priester (und zugleich Caritasdirektoren) zu kirchlichen Handlungsmöglichkeiten im Kontext von HIV und Sucht, bei der wir uns besonders mit Substitution und niedrigschwelligen Ansätzen im Kontext einer umfassenden Suchthilfe auseinandersetzen. Auch Pfarrer Ihor fuhr mit, denn er sucht eine Partnerorganisation, die Nazareth über einen längeren Zeitraum fachlich begleiten kann. Zugleich aber hat er alle Teilnehmer gesondert angesprochen und versucht, möglichst viele Informationen und Ideen für seine Caritas mitzunehmen.

Es war meine dritte Studienreise seit Beginn der BaZ-Tätigkeit im Missionsärztlichen Institut und erneut war sie persönlich anstrengend und inhaltlich befriedigend: Anstrengend war die Reise, weil ich nicht nur als Organisatorin, Expertin, und teils auch als Übersetzerin gefragt war, sondern als Mensch und gläubige Katholikin. So ist der Einsatz von Methadon in der Ukraine umstritten und wird von den Kirchen als Unterstützung von Sucht abgelehnt. Wenn ich von Partnern erwarte, dass sie sich auf solche Themen und damit verbundene Diskussionen über persönliche und fachliche Werte, Erfahrungen, Einschätzungen einlassen, muss ich mich als Mensch, als MitMensch zeigen, mit Schwächen, verwundbaren Stellen und offenen Fragen. Das ist ein enorm anstrengender Balanceakt, aber unverzichtbar – und wirkungsvoll, wie die Rückmeldungen zeigen, als auch Pfarrer Ihor fragte, wie der Ansatz der Stabilisierung schwer Abhängiger durch Substitution oder Konsumräume, in der Ukraine nutzbar zu machen sei. Diese Tätigkeit ordne ich ein in den Kontext von transnationaler sozialer Arbeit. Transnationalität der sozialen Arbeit ist gefordert, wenn entweder das Problem (HIV/AIDS, Drogen), Lösungsansätze (inter-/nationale Forschungsergebnisse und best-practice-Ansätze) oder die KlientInnen (z.B. Aussiedler oder ArbeitsmigrantInnen) die nationalen Grenzen überschreiten. Soziale Arbeit muss in vielen Feldern, um wirksam zu sein, unabhängig von nationalstaatlichen Grenzen agieren muss. HIV/AIDS und Sucht ist ein solches Thema, das nur in transnationaler Zusammenarbeit, in Kooperation von MitMenschen in den Griff zu bekommen ist.

Dr. Monika Rosenbaum

Monika Rosenbaum ist promovierte Soziologin und arbeitet als sozialmedizinische Beraterin für HIV/Aids in Osteuropa bei Renovabis.



Die Autorin Dr. Monika Rosenbaum bei einer Aktion des Osteuropa-Hilfswerkes Renovabis.